

Wer war's?

Eine mysteriöse Literaturnovelle.

Von H. H. Houben †.

In der zweiten Hälfte Mai 1826 wanderte von Schlesien herauf ein zwanzigjähriger Bruder Studio nach Halle, Ränzel und Gitarre auf dem Rücken. Er sang und spielte zwar mordschlecht, ein Regimentsmusikus in Glogau hatte sich im Schweiß seines Angesichts vergeblich abgequält, ihm die nötigsten Handgriffe und Notenkenntnisse beizubringen, und wenn er auf seiner Pennälerbude mit einer Arie loslegte, drohten ihm seine Stubengenossen mit Exmision. Aber die Klampfe war nun einmal das Symbol landläufiger Romantik, und gleich Eichendorffs Taugenichts, der im selben Jahre 1826 erschien, zog auch unser Wandersmann — mehr dreist als gottesfürchtig — in die Welt hinaus, um zunächst in Halle das Studententum zu entdecken. Studieren sollte er natürlich auch, und zwar Theologie, denn er war ein armer Teufel; das Studium der Gottesgelahrtheit war das kürzeste und billigste, ihm winkten Freitische und Stipendien, dem künftigen Beamten wurden die Kollegelder gern gestundet, er war sicher, er fand sich früher oder später zur Staatskrippe ein; zwischen Examen und Anstellung hausmeierte er auf herrschaftlichen Gütern, oft auch schon früher, wenn die „Spieße“ völlig ausgingen, und nur einem Theologen vertrauten die Mütter, die einen Hauslehrer bezahlen konnten, ihre Sprößlinge an. Auf diesem fast selbstverständlichen Wege war ein sächsischer Bandwirkerssohn zum berühmten Philosophen Fichte geworden — warum also nicht? Auch der Theologe trug seinen Marschallstab im Ranzen. So ließ sich also unser Wanderbursch am 3. Juni 1826 als „stud. theol. Heinrich Laube aus Sprottau in Schlesien“ an der Halleschen Universität immatrikulieren.

Seine erste Frage in Halle war aber nicht nach Wegscheider und Gesenius, den bei der Orthodogie mit Fug und Recht berücksichtigten rationalistischen Theologieprofessoren, sondern: „Wo wohnt die Burschenschaft?“ Burschenschaft und Studententum waren für den grünen Ankömmling eins. Auf diese polizeiwidrige Frage konnte oder wollte ihm niemand Antwort geben. Die Burschenschaft war seit 1819, seit des Studenten Karl Ludwig Sand tödlichem Attentat auf den Schriftsteller August v. Kozebue, den man für einen russischen Spion hielt, streng verboten; sechs Jahre Festungshaft und völlige Unfähigkeit zu jedem Staatsamt drohten ihren Mitgliedern. Das war die gelindeste Strafe für die Burschenschaftler, die sich zum „arminischen Prinzip“ bekamen; die „Germanen“ standen höher im Kurs, sie galten als staatspolitische Verschwörer mit dem Ziel: Einigung Deutschlands auf Kosten der sechsunddreißig Bundesstaaten oder, was schlimmer war, der Bundesfürsten. Darauf stand Todesstrafe. Dieses Urteil traf 1836 Fritz Reuter; es wurde auf dem Gnadenweg in dreißigjährige Festungshaft verwandelt.

Eine öffentliche Adresse hatte also die Hallenser Burschenschaft nicht, sie war auch nicht offiziell konstituiert, sondern gruppierte sich in „Kränzchen“, deren Zusammenhang untereinander den „Füchsen“ erst nach und nach aufging. Strengste Verschwiegenheit war natürlich Ehrensache, aber die Gleichgesinnten fanden sich auch ohne äußere Kennzeichen heraus. Nach wenigen Tagen schon saß Laube in solch einem Kränzchen, und die Burschenschaft ersetzte ihm drei Semester lang Heimat und Familie. Er wohnte bei einem älteren Semester, und mit Hilfe seiner Kommilitonen pumpte er sich wohl oder übel durch, denn sein — nicht Monats-! sondern Jahreswechsel belief sich auf zwanzig Taler! Als er sich Anfang 1827 sechs Wochen Karzer zuzog — er hatte auf einer übermütigen Schlittensfahrt dem vorübergehenden Universitätsrichter mit der Peitsche unter die Nase geknallt —, mußte die Alma mater aus ihrer Kasse den Delinquenten unterhalten, da er völlig mittellos war. Diese sechs Wochen waren mehr Untersuchungshaft als Strafe; die Universitätsbehörde führte

längst ein Aktenfaszikel über „verbotene burschenschaftliche Verbindungen“, und darin kam seit Anfang 1827 Laubes Name bereits mehrfach vor. Man wollte ihn ein wenig aus-
horchen, erreichte aber natürlich nichts. Die Akten verschwei-
gen übrigens jenen Arrest; aber in dem amtlichen Verzeichnis
der Studierenden vom Sommer 1827, dem ehemaligen Hand-
exemplar des Universitätsrichters, fand ich das handschriftliche
Notabene: „Schlittensfahrt.“ Auf der Exmatrikel beim Ab-
gang von Halle setzte sich dies Wort in das gefährliche Brand-
mal um: „Der Burschenschaft verdächtig.“ Der Universi-
tätsrichter Schulze hatte ihn und seine Kumpanei aufs Korn
genommen; dieser Maurersohn aus Sprottau, der sich er-
dreistet hatte, sechs Wochen auf Kosten der Universität zu
prassen, war ihm besonders fatal; wäre der Kerl nur nicht
auch noch so häßlich gewesen! Der junge Laube war nichts
weniger als ein Adonis; „ein Gesicht wie ein Kalmück“
charakterisiert ihn einmal ein freundlicher Zeitgenosse, und die
hallischen Zechbrüder gaben ihm in Würdigung seines Äußeren
den Kneipnamen „Campo oder Bellampa — der schöne Jüng-
ling“. Wir kennen diese Bezeichnung nur aus Gerichtsakten;
ich vermute, der Protokollant hat sich hier verhöhrt oder der
Sekretär sich verschrieben; es muß heißen „Beleampo“, nach
einer grotesken Figur in G. Th. A. Hoffmanns Elizieren des
Teufels, einem Friseur und — Puppenspieler! So bekam der
spätere berühmte Burgtheaterdirektor Laube schon als halli-
scher Bursch sein Stichwort mit auf den Weg.

* * *

Achtzehn Jahre war Laube Direktor der Wiener Hofburg;
sein Wirken bedeutet eine Epoche in der Theatergeschichte, ist
heute noch lebendige Tradition. 1867 plötzlich brauchte die
Wiener Hofburg einen hoffähigen, also adeligen „General-
intendanten“, um das von Laube gesammelte künstlerische Ka-
pital zu verwalten, und der bürgerliche Direktor, der sich den
Teufel um die Hoffschranzen kümmerte, erhielt seinen Abschied.
Zum erstenmal vielleicht in seinem Leben hatte Laube Ferien;
er erhielt eine nicht eben fürstliche Pension; aber er war durch

seine Frau ein vermögender Mann, war er doch sogar in der Lage gewesen, dem jungen Leipziger Buchhändler Hermann Haessel das nötige Kapital zur Gründung seines Verlages vorzuschließen — ein wohl vereinzelter Fall in der Literaturgeschichte.

Die Zeit der Muße benutzte Laube, um seine Lebenserinnerungen zu schreiben; sie erschienen 1875 und 1882 als erster und sechzehnter Band seiner „Gesammelten Schriften“. Der erste Band ist eines der frischesten Memoirenwerke, die ich kenne; er schildert darin seine idyllische Jugend, seine Studienzeit und den Sturm und Drang seiner ersten schriftstellerischen Entwicklung, den oft abenteuerlichen Weg vom Fechtboden über die Literatur zum Theater. Seine ganze Liebe aber gehört seinen Burschenjahren; da funkeln seine Augen, da hören wir den Alten beim Schreiben Studentenlieder vor sich hinstimmen; die unsterblichen Weisen schallen über die Saale, auf dem Fechtboden wechselt das Klirren der Schläger mit den Rufen der Sekundanten; am Abend versammelt sich der ganze „Schwanz“ drüben in Passendorf auf der Kneipe, dort werden Kontrahagen und P-P-Suiten ausgefochten, wenn die „Schnurren“, die Universitätspedelle, nicht dazwischenkommen. Laube errang vom „Schleppfuchs“ an alle Würden des akademischen Fechters; als er von Halle nach Breslau ging, um auf der heimatlichen Universität dem Studium der Theologie etwas näherzutreten, galt er als Matador; im fünften Semester hing es an einem Haar, und er wäre berufsmäßig bei Schläger und Säbel geblieben: einen baumlangen Franzosen, der sich in öffentlichem Kampf unter den Augen der Behörde um die Stellung des Universitätsfechtlehrers bewarb, stach er, der stämmige Kleine, glänzend ab, und statt dem Bewerber wurde dem Sieger der Posten angetragen. Das lustige Handwerk eines ewigen Studenten öffnete sich mit dem Gehalt fast eines Superintendenten. Laube mußte sich entschließen, besann sich dabei vielleicht zum erstenmal auf sich selbst und lehnte ab.

Doch zurück nach Halle! Mit der preussischen Polizei war nicht zu spaßen; die 1819 gebildete Ministerialkommission in Berlin, ihr Großinquisitor Geheimrat v. Kamps, Ministerial-

direktor in Schuckmanns Polizeiministerium, und seine Helfershelfer, Regierungsrat Tzschoppe, der später im Verfolgungswahnsinn endete, und Polizeirat Dambach, „der preußische Keim auf Hambach“, waren hinter allen Demagogen und Burschenschaftlern mit der Gier des Schweißhundes her und gaben so leicht keine Fährte auf, die sie einmal gewittert hatten. Darüber konnten Jahre vergehen; die ehemaligen Studenten waren längst in bürgerlichen Berufen untergetaucht, sahen vielleicht ihre ganze Burschenzeit längst als eine Jugendeeselei oder bedauerliche Verirrung an — da sauste plötzlich der preußische Blitz hernieder, die Festungstore schlossen sich hinter den Verhafteten und öffneten sich erst nach Jahren. Existenzen waren vernichtet, Charaktere gebrochen, dieser und jener war mürrisch und zum Verräter geworden. Völlig aufgeräumt hat mit diesem Unwesen erst die Amnestie nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. 1840, die einen Fritz Reuter endlich dem Leben wiedergab und auch Laube von der Gefahr befreite, außer einem schon überstandenen Festungsjahr noch fünf weitere absitzen zu müssen, falls Herr v. Tzschoppe, wie er jetzt hieß, der Meinung war, daß der bedingungsweise Begnadigte sich keineswegs „bewährt“ habe.

Da ging es im nahen Jena, im Ländchen des weimarischen Großherzogs Karl August, doch weit behaglicher zu. Dort war 1818 die Allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet worden, dort hatte das Studentenleben fast noch mittelalterliche Formen. Der Bursch trug sein leichtes Stofrapier in der Kollegienmappe bei sich, und wenn auf offenem Markt zwei Mann sich hinstellten und ein paar Gänge machten, blieben kaum die Leute stehen, so alltäglich war dies Schauspiel. Laube und seine Begleiter machten große Augen, als sie zum erstenmal nach Jena kamen und diese Fechtübungen sahen und die neuen Freunde sie mit hinausnahmen nach den Wöllnitzer Bergen, wo eine ernsthafte Paukerei mit dieser eleganten, so wenig lärmenden, aber um so gefährlicheren Waffe ausgefochten wurde.

Einige Tage nach diesem Ausflug saß Laube auf seiner Bude in Halle, als plötzlich ein Fremder hereinstürzte: einer

der neugewonnenen Jenenser Freunde. „Ihr müßt helfen. Ich bin auf der Flucht — stand heute früh auf Mensur — Lungenfuchser — der andere ist tot. Ich muß sofort weiter, der Steckbrief kann jede Stunde eintreffen. Ich will nach Amerika — aber ich habe keinen Paß. — Ihr müßt mir einen Paß verschaffen.“

Ohne Studentenkarte ist kein Paß zu erhalten, und der muß persönlich abgeholt werden, des Signalements wegen. Einer der Hallenser gibt seine Karte her, und was an Freunden in der Eile zu sammeln ist, begleitet den Unglücklichen zur Paßstelle. An den Straßenecken werden Posten ausgestellt, als Wegweiser und um ihn herauszuhalten, falls er fliehen muß und jemand Hand an ihn legt. Möglicherweise ist der Steckbrief schon auf der Polizei. Gegen sie kennt der Bursch keine Schonung, wenn ein Komilitone in Gefahr ist — und wenn der Rektor der Universität selbst dazwischentritt —, Seine Magnifizenz soll nur wagen, den Flüchtling aufhalten zu wollen!

Die Wachtposten zählen die Sekunden — endlos sind die Minuten — schon ist eine Viertelstunde vorbei — da öffnet sich endlich die Thür, der Jenenser tritt heraus. „Alles in Ordnung!“ Er hat den Paß. Ohne Aufsehen begleitet man ihn durch die Straßen, er verläßt Halle mit dem Ziel Hamburg, wo er sich einschiffen will.

„Und nun“, so berichtet Laube selbst, „kommt die Romantik. Dieser unglückliche Sieger war ein Poet; er hatte schon ein Trauerspiel geschrieben, er hatte bereits einen jungen literarischen Namen. Diesen verlor er nun aber für immer, denn er mußte jetzt auf den neuen Namen seines Passes weiterleben. So lange wenigstens, als er auf deutschem Boden war. Und ich habe die Überzeugung, daß er sich nicht eingeschiffet hat, sondern auf deutschem Boden geblieben ist. Jener Paßname ist später ein bekannter Schriftstellernamen geworden — ich werde mich hüten, ihn zu nennen. Denn ich bin nicht mehr Student und respektiere die Polizei.“

Der Vorfall ist so ungewöhnlich und eröffnet eine so eigenartige Sphäre von Romantik, studentischer wie literarischer, daß wohl die Frage nicht unberechtigt sein dürfte: Wer war's?

Seit ich Laubes Erinnerungen kenne, hat mich diese Frage beunruhigt. Nicht nur, um bei Gelegenheit eine kleine, aufklärende Anmerkung zu Laubes Autobiographie geben zu können, eine jener Anmerkungen, von denen der Laie nicht ahnen kann, was für ein Inquisitionsverfahren ihnen voraufgehen mußte. War die zunächst als wahr zu unterstellende Tatsache nicht anziehend genug? In der deutschen Literatur lebt ein Name, der kein beliebig gewähltes Pseudonym ist, sondern durch jene in Halle zugesteckte Studentenkarte gegeben wurde. Niemand weiß, welcher Name das ist! Und sein Träger lebte das Leben eines anderen; er mußte das Gestern vergessen, mußte Heimat und Familie verleugnen, um sich nicht zu verraten, war wie Chamisso's „Peter Schlemihl“ ein Mann ohne Schatten, mindestens doch jahrelang von der Furcht umhergetrieben, wohlwollende Neugier der nächsten Umgebung müsse das entdecken, bis ihm dann ein neuer Schatten langsam nachwuchs und er nach einiger Zeit wieder eine kurze Vergangenheit hatte, die er nicht zu verbergen brauchte. Ein dankbarer Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman ist kaum zu erfinden. Und schließlich hatte ich noch als Laubes Biograph ein besonderes Interesse daran, festzustellen, wie weit gerade bei einem an sich schon geheimnissvollen, mit Fleiß verschleierte Vorfall die von anderer Seite vorschnell angezweifelte Gedächtnistreue meines Helden die Probe bestehen werde.

Vor einigen Jahren kam ich endlich dazu, die ersten Recherchen vorzunehmen; ich mußte eine Studienreise nach Jena machen, um die Universitätsakten über Johann Peter Eckermanns Doktorpromotion im Jahre 1825 kennenzulernen. Die waren schnell zur Hand; in meiner Eckermann-Biographie (J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe) habe ich sie veröffentlicht. Als ich aber nun mit meinem anderen Fall herausrückte, spitzten die Herren Kanzleiräte nicht schlecht die Ohren: „Merkwürdige Sache! Davon haben wir nie gehört! Wird sich schwerlich feststellen lassen — ist ja bald hundert Jahre her. Viele Akten aus der Zeit sind makuliert.“ Aber sie ließen sich von meinem Forschungsseifer bereitwillig anstecken, die eigentümliche Spannung, die solche Augenblicke erzeugen, bemäch-

tigte sich auch ihrer, und wir begannen nun mit Todesverachtung im „Staub der Jahrhunderte“ zu wühlen, kletterten die Aktenregale hinauf und hinunter und sahen bald aus wie die Müllkutscher. Endlose, mit ehrwürdiger Staubschicht bedeckte Aktenbündel hatten wir schon aufgeschnürt, über Mensuren und Studentenunruhen und -ausschreitungen und alle möglichen Delikte; weder einen Namen noch ein bestimmtes Datum konnte ich angeben, beides mußte ich ja zunächst erst feststellen, da Laube sich darüber ausschweigt; die unter bestimmten Namen rubrizierten Akten aber systematisch durchzugehen, das wäre eine Arbeit von Wochen gewesen. Im Vorübergehen war das nicht zu machen, und wahrscheinlich für einen sich vielleicht in keiner Weise lohnenden, so winzigen Zweck überhaupt nicht.

Wir verließen also das Aktenmausoleum und reinigten uns von den modrigen Spuren der Vergangenheit. Ich hatte den Hut schon wieder in der Hand, ließ mir aber doch noch einmal das Verzeichnis der Akten geben, einen mächtigen Folioband, den Führer durch die ganze Geschichte der Jenenser Universität; die Akten nach Fächern und Nummern geordnet — die Nummern gingen in die Tausende. Irgendeine davon war die richtige, aber welche? Am Schluß ein alphabetisches Verzeichnis. Ja, wenn der Aktuar vor hundert Jahren wenigstens soviel Rücksicht auf den späteren Historiker oder auch auf seine eigenen nachgeborenen Kollegen genommen hätte, um gewisse charakteristische Fälle, die — bei Kenntnis des Namens — unter den Spezialakten sofort zu greifen, bei Nichtkenntnis der Namen aber rettungslos verloren sind, bis ein glücklicher Zufall sie ans Licht bringt —, wenn dieser intelligente Aktuar solche Hauptfälle wenigstens unter einem gemeinsamen Stichwort noch zusammengestellt hätte, sich und anderen zur leichteren Übersicht! Welches Stichwort käme da wohl in Frage? Wahrscheinlich doch „Duell“. Ich schlage den Buchstaben D auf — Da, De, Di, Do, Du — da steht das Wort Duell und dahinter vier Aktennummern, die wir noch nicht gesehen hatten! Einer meiner freundlichen Helfer steigt sogleich wieder hinauf ins Mausoleum, nach wenigen Minuten bringt er die

sier Aktenstücke an — das erste, das ich in die Hand nehme, ist das richtige!

Ein Duell mit tödlichem Ausgang war ein Vorfall, der über die Zuständigkeit der Universitätsbehörde hinausging. Prorektor und Senat hatten daher sogleich an das I. Departement des Großherzoglichen Staatsministeriums berichtet, ebenso an die übrigen Erhalter der Universität Jena; die Herzöge von Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Saalfeld. Die entscheidende Gerichtsstelle war Karl Augusts Ministerium. Am nächsten Tag war ich in Weimar, fand im dortigen Staatsarchiv (Direktion Armin Tille) dieselbe bereitwillige Förderung, und da ich nun die nötige Wünschelrute mitbrachte, das Kubrum mit dem Namen des Delinquenten, war das korrespondierende Aktenstück sofort zur Stelle. Aus den Jenenser und Weimarer Papieren ergab sich nun folgender Tatbestand:

Das unglückliche Duell fand am 6. August 1827 im Kautal bei Löbstedt „mit gewöhnlichen Stockschlägern“ statt. Duellanten waren die beiden Theologen Friedrich Busch aus Gotha und Georg Heinrich Gramberg aus Wadders in Oldenburg. Als zuerst eine unbedeutende Verwundung erfolgte, forderten die Sekundanten zur Beendigung des Waffenganges auf, aber ohne Erfolg. Wenige Augenblicke später erhielt Gramberg von Busch einen „Lungensucher“ und blieb als Leiche auf dem Platz. Das Jenaer Duellmandat befahl „Einscharrung eines im Duell Gefallenen in loco in honesto per carnificem“ — auf dem Schindanger durch den Henker. Eine Studentendeputation erreichte aber vom Kanzler v. Müller, dem bekannten Freunde Goethes, die Erlaubnis, daß der Tote in aller Stille, unter Assistenz eines Geistlichen und Beteiligung der Freunde „in nicht zu großer Zahl“ anständig beerdigt wurde. Da Busch entflohen war, richtete sich die Kriminaluntersuchung nur gegen die Nebenpersonen. Die beiden Sekundanten, Hermann Schlemm aus Halberstadt und Joachim Martin Friedrich Lexow aus Töningen in Mecklenburg, erhielten acht Wochen Gefängnis; nach Austritt ihrer Haft wurde ihnen die Hälfte der Strafe erlassen. Der Zeuge Karl

Bernhard Kuhlmann, ein Freund und Verwandter Buschs, kam mit vier Wochen davon; die vierte Woche wurde ihm geschenkt. Die beiden ärztlichen Assistenten Christian Friedrich Schumann aus Sega und Friedrich Robert Hempel aus Altenburg wurden freigesprochen.

Auch der Steckbrief war bei den Akten. Das Signalement lautet: „Ca. 24 Jahre alt, dunkelbraune Haare, offene Stirn, dunkle Augen, etwas gebogene spitze Nase, gewöhnlicher Mund, etwas langes Kinn, gelbliche Gesichtsfarbe und etwas Backenbart. Kleidung: dunkelbrauner, etwas kurzer Oberrock, graulinnene Beinkleider, schwarze Tuchmütze mit carmoisinrotem Streif.“ Schwarz-rote Mützen trugen die Burschenschaftler in Jena und Halle. Der Steckbrief hebt hervor, daß sich Busch „neben seinen akademischen Studien seither mit literarischen Arbeiten beschäftigt“ habe. So schnell, wie die Halle'schen Freunde befürchteten, kam übrigens der Steckbrief nicht hinterher; erst am 21. August brachte ihn das Weimari'sche Wochenblatt (Nr. 67). Der Flüchtling hatte also Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Einen Paß besaß er ja — aber unter welchem Namen? Darüber besagten natürlich die Akten in Jena und Weimar nichts. Vielleicht war in Halle diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

Von Weimar reiste ich nach Halle. Auch hier Akten über Akten und Hilfsbereitschaft genug. Aber hier fehlte mir nun wieder das, worauf es ankam: der neue Name und die Akten über Pässe und Ausweise für Studenten gingen in jene Zeit nicht zurück, sie waren anscheinend makuliert oder hatten nie bestanden, weil dafür die Polizei zuständig war. Aber auf dem Polizeiamt war die Ausbeute ebenfalls gleich Null. Blieb mir nur das gedruckte amtliche Studentenverzeichnis vom Sommer 1827. Die Studentenkarte, deren sich der Flüchtling bediente, mußte noch gültig, ihr richtiger Inhaber in jenem Sommer also noch immatrikuliert sein. Studierten damals Leute in Halle, die sich später in der Literatur einen Namen machten? Mehrere fanden sich. Da war zunächst Adolf Stahr aus Prenzlau in der Uckermark; wir kennen seine Jugendgeschichte, seine Familie, ein Namenswechsel kommt da nicht in Be-

tracht. Da war auch das verbummelte Genie Hermann Ludwig Wolfram, der als F. Marlow später in der Literatur irrlichtert; auch über ihn wissen wir gut Bescheid. Da war schließlich Cäsar v. Lengerke, später Theologieprofessor, dann Orientalist in Königsberg, und hier stuzte ich: er war in Hamburg geboren — flüchtete der Jenenser Busch wirklich zunächst nach Hamburg, so wurde die Hafenstadt, in der sich so manche Spuren polizeilich verfolgter schlimmerer Subjekte verliesen, voraussichtlich sein Geburtsort für die neue Existenz, die er sich schaffen mußte. Aber der Name v. Lengerke war ein bekannter Hamburger Name, und keiner von den drei Genannten verschwand aus den Akten der Universität, das nächste Studentenverzeichnis führt sie ebenfalls auf, sie blieben also weiter in Halle. Allerdings — blieb dort nicht wahrscheinlich auch der richtige Besitzer der verliehenen Studentenkarte, die, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatte, jedenfalls zurückgegeben wurde? Konnte er dort bleiben, nachdem er amtlich nach Hamburg und Amerika abgemeldet war? Ja, wenn mir jemand diese Frage beantworten könnte! Mit den Personalien nahm man es damals auf den Universitätsämtern nicht so genau, fehlt doch sogar in dem Steckbrief gegen Busch die genaue Angabe seines Geburtsjahres; Geburts- und Schulzeugnisse usw. brauchte man offenbar nicht zur Legitimation, gewiß wurden sie nicht für die Dauer des Studiums zu den Akten gegeben.

Einen bekannten Schriftstellernamen, wie Laube sagt, fand ich darüber hinaus nicht. Hier rissen also alle Fäden ab. Aber wenn der Jenenser Busch damals schon ein Trauerspiel veröffentlicht hatte — das mußte doch zunächst zu finden sein. Wie stand es damit?

* * *

Das Trauerspiel fand sich, und Laube behielt auch in diesem Punkte recht. Sein Titel lautet: „Die Grafen von Arnfels. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Busch.“ Das Exemplar, das durch einen glücklichen Zufall der Preussischen Staatsbibliothek ins Garn gegangen ist — denn auf Trauer-

spiele von Anfängern waren die Bibliotheken nie scharf —, trägt die Verlagsbezeichnung: „Jena, auf Kosten des Verfassers. 1826.“ In bibliographischen Nachschlagebüchern finde ich den Zusatz: „(Leipzig, Lauffner)“; diese mir sonst unbekannte Firma besorgte offenbar den Vertrieb des Buches, nach dem schwerlich eine große Nachfrage war. Die Druckkosten hatte der Verfasser selbst bezahlt, nicht nur aus jugendlichem Ehrgeiz; er rechnete sogar auf einen Gewinn aus dem Verkauf, er brauchte Geld, um seine Studien zu beenden. Das sagt er ganz unverblümt in dem Vorwort, das zugleich eine charakterisierende Rechtfertigung seines ersten dramatischen Versuches gibt.

„Der Inhalt dieses Trauerspiels ist ein Bild einer vergangenen, sehr bewegten Zeit, wichtig durch die vielumfassende Wahrheit: ‚daß eine frühe Vergehung oft durchs ganze Leben hindurchgreift‘. Die Schicksalsidee, die dem ganzen zum Grunde liegt, stützt sich nicht auf jene feindlich dunkle, doch nur geträumte Macht, die den Menschen sklavisch unterjochen und mit uns armen Erdgeborenen spielen soll, wie Knaben mit Maikäfern. Sie ist die große Schuld, die sich schrecklich an uns hängt, die Folgen unserer Vergehen grell vors Auge führt, das Bestreben aber so lenkt, daß die Bemühung, das drohende Geschick von uns abzuwälzen, dasselbe geradezu herbeiführt. Dieser Fluch, den menschliche Entartung und Leidenschaft oft im Leben erkennen läßt, reißt auch die Guten mit sich fort, und wenn wir die Tugend leiden sehen, so erhebt der schöne Reiz derselben, der nur im Kampf erst herrlich strahlt, das Gemüt mit hinauf zu ihrer Höhe, während auch das scheinbare Glück des Lasters Furcht und Widerwillen erregt.

Was den Verfasser bewog, sein Stück bekanntzumachen, ward bereits in den Subskriptionsanzeigen ausgesprochen; nämlich einmal, durch ein öffentliches, unparteiisches Urtheil über sein Talent klar zu werden; dann, durch den etwaigen Gewinn seine akademischen Studien zu vollenden.

Den innigsten Dank übrigens meinen akademischen Genossen und so manchem Menschenfreunde für die bisherige

Teilnahme sowie für die Erkennung meiner redlichen Absicht!

Jena, im Februar 1826.

Der Verfasser."

Ein Schicksalsdrama also, wie sie damals seit fünfzehn Jahren Mode waren und die Bühnen überschwemmten. „Der Übel größtes aber ist die Schuld“ — von diesen Schlussworten der Braut von Messina, die alle Elemente der Schicksalstragödie enthielt, nahm Adolf Müllner den Titel seines Schauerdramas „Die Schuld“. Der Übel größtes aber ist das Schicksalsdrama, und selbst den Literaturhistoriker, der doch einiges gewöhnt ist, kostet die Lektüre solch eines Opus nicht geringe Überwindung, mag es nun von Müllner oder Zacharias Werner, von Houwald oder gar von Grillparzer stammen, der mit seiner „Ahnfrau“ 1817 den Vogel abschoss. Und damit die „Grafen von Arnfels“ vergleichen zu wollen, wäre vermessen; es ist das blutrünstige Stück eines nicht unbegabten Anfängers, der seinen Schiller und Shakespeare mit Begeisterung gelesen hat und zur Selbständigkeit noch nicht gelangt ist. Alte Blutschuld hat zwei Familien entzweit, die Kinder lieben einander, das Verhängnis geht seinen Gang; Verkleidungen, Vatersfluch, Bauernaufstand, Kirchhoffszene mit Hamletstimmung, die Hauptverbrecherin Minna in Lady-Macbeth-Pose umherirrend mit heruntergebranntem Licht, ein Schemsal von Diener mit Namen Franz, der mit ihr buhlt (Weislingens Franz aus dem Götz), ein wahnsinniger Alter, Schloßbrand, ein halbes Duzend Tote — kurz die ganze Kulissenherrlichkeit der Schicksalstragiker und der Ritterromantik. In Jamben zerschnittene, poetisch gedunsene Prosa, Schillersche Monologarien usw. Den Studenten mag das gewaltig lange Stück gedruckt als fertige Leistung nicht wenig imponiert haben, gewiß auch Laube, dem damals noch nie der Gedanke gekommen war, daß er so etwas am Ende auch machen könne. Busch galt als „Poet“, das war jedenfalls das einzige, was der alte Laube davon noch in der Erinnerung hatte. Wie selten kommt auch jemand dazu, solche Jugendeindrücke und Vorurteile zu berichtigen!

In Halle war ich also einstweilen mit meinem Latein zu Ende. Bald darauf war ich in Leipzig, und an einem langweiligen Sonntag fuhr ich zu dem mir noch unbekanntem Altenburg hinüber. Es war gerade Verfassungstag, und durch die Straßen der kleinen Residenz zogen mit Pauken und Trompeten die politischen Vereine mit Schwarz-Rot-Gold und Blutigrot und versammelten sich auf dem Markt, der bald so voll wie eine Stube war und mit seinen Girlanden und den alten Fahnen der Zünfte und Gewerke ganz mittelalterlich behaglich anmutete. Festrede von dem Balkon des Rathauses von irgendeinem Abgeordneten — rauschende Musik mit viel Blech — Liedervorträge eines Gesangsvereins, so etwas fürs Herz, aber schließlich steigt ein Studentenlied „Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale“, und wie ich so mitsumme und mit feierlichem Flügelschlag der dritte Vers des alten Jenenser Burschensanges über die Kopf an Kopf gedrängte Menge dahinrauscht:

Ich alleine, der eine, schau wieder hernieder
Zur Saale im Tale, doch traurig und stumm.
Eine Linde im Winde, die wiegt sich und biegt sich,
Rauscht schaurig und traurig; ich weiß wohl warum!

— da steigt mir plötzlich die Erinnerung auf, einmal gehört oder gelesen zu haben: diese Schlußverse gingen auf ein unglückliches Studentenduell, in dem der eine Freund den anderen erschlagen! Das hätte mir nun eigentlich viel früher einfallen sollen und kam mir, nach meiner Jenenser Expedition, wie ein Treppenwitz vor. Eine neue Spur? Studentenduelle mit tödlichem Ausgang werden auch in Jena nicht vereinzelt gewesen sein — warum soll der Dichter gerade dies gemeint haben!

Wer ist der Dichter des Liedes? Leberecht Dreves, 1816 geboren — und just in Hamburg! Wenn der Flüchtling Busch in Hamburg unterkroch, mochte Dreves ihn kennen gelernt oder von ihm gehört haben; 1836 studierte er Jura in Jena, wo das Duell von 1827 wohl noch in lebendiger Erinnerung war. Dreves versetzte sich in die Situation des

Siegers, wie er nach Jahr und Tag vielleicht am Grabe dessen steht, der von seiner Hand gefallen, oder den Schauplatz des verhängnisvollen Kampfes wieder sieht. „Die Linde im Winde ... rauscht schaurig und traurig; ich weiß wohl warum.“ Ein echt lyrisches Epigramm, meisterhaft in seiner Kürze — irgendein Erlebnis muß dahinter stecken, das meint man herauszufühlen. Die Kombinationen fingen an auszu-schweifen: Dreeses konvertierte später zum Katholizismus, sein Sohn wurde Jesuit — der Romanschriftsteller könnte seinen Helden mit jener Vergangenheit wohl so enden lassen. Aber die Daten der Biographie von Dreeses liegen unzweifelhaft vor; sein Biograph Kreiten gibt aber über das geheimnisvolle Rauschen der Linde keine Auskunft.

Ich schrieb nach Jena und fragte dortige Lokalhistoriker: Was wißt Ihr von der Entstehung des Liedes? Knüpft sich so etwas wie eine Legende daran? Niemand wußte etwas.

* * *

„Friedrich Busch aus Gotha“ besagten die Akten. Da mußte doch schließlich in Gotha etwas über ihn zu erfahren sein. Neue Korrespondenz — ein Jahr später war ich selbst an Ort und Stelle. „Fixe Idee“ murmelt vielleicht der eine oder andere Leser. Nun — so einen kleinen harmlosen Vogel hat wohl jeder. Die neue Recherche war nicht ohne Ertrag. Hilfreiche Hände hatten schon vorgearbeitet. Durch Herrn Studienrat Barbig erhielt ich zunächst den Nachweis, daß Laubes Bericht über jenes Duell nicht der einzige ist: in einem alten Jahrgang der Gartenlaube (1858) erzählt ein „alter Jenenser“ dieselbe Geschichte, und zwar so: „Der Gothaer B., neben dem Mecklenburger Buschmann der beste Stößer, war eines Tages, im August 1826, nach Lichtenhain gegangen. Er wollte zu Michaelis sein theologisches Examen machen. Der Teutone G—g aus Oldenberg fing an, ihn zu hänseln; er nannte ihn ‚einen Mann aus Kuniz mit ’nem dicken Koppe‘, suchte ihn auch sonst zu reizen, und das Ende war ein Duell auf Pariser, bei welchem der Teutone L.

jenem G. sekundierte. B., der mich einstieß, hatte mir gesagt: „Ich will ihm nichts tun“, auch sah man, daß er seinen Gegner schonte. Zum Unglück kam aber auf der Mensur etwas vor, was ich mit Schweigen übergehen will; B. wurde gereizt, drängte den Sekundanten zur Seite und rannte eine Querquart durch Brust und Hals G's. Das Blut strömte, der Betroffene sank zu Boden und war binnen wenigen Minuten eine Leiche. B. war außer sich; wir brachten ihn samt seinem treuen weißen Pudel fort und ich habe ihn auch später während der Ferien in meiner Heimat beherbergt und weitergeschafft. Er war ein guter und friedfertiger Mensch.“

Abgesehen von der falschen Jahreszahl stimmt dieser Bericht genau mit den Akten überein; nur ein Augenzeuge kann das erzählt haben, vermutlich der Freund und Verwandte Buschs, Kuhlmann.

Das zweite Ergebnis verdanke ich dem Gothaer Numismatiker Herrn Prof. Pick: das Schneidersche Verzeichnis der Abiturienten des Gothaer Gymnasiums nennt unter Nr. 704 „Georg Friedrich Busch, geboren in Gotha, studirt Theologie“. Und diese Feststellung löste meine Spannung auf eine etwas peinliche Weise, und in diesem Zustand der Erschlaffung ist sie noch. Einem Georg Friedrich Busch war ich beim Nachblättern in alten Bücherverzeichnissen schon begegnet als dem Verfasser einer unheimlichen Serie regelrechter — Räuber- und Kolportageromane! Als da sind: „Maria von Kahlenburg und Leuthold von Questenberg oder das blutige Schwert an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt. Eine Schaudergeschichte aus der alten Ritterzeit“ — oder „Der letzte Rothensteiner oder der Spukgeist des vom Fluch seiner Hausfrau zum ewigen Kriegserkündiger verdamnten Ritters. Ritter- und Geistergeschichte aus der Zeit der hl. Vehm“ — usw. in infinitum. Alle erschienen in den dreißiger und vierziger Jahren, heute natürlich verschollen. Doch halt! Eines dieser Opera fand ich in der Preussischen Staatsbibliothek und habe es sogar gelesen. Ich schweige von dem Eindruck und verweise auf den modernen Filmkitsch. Nur schmissige Titel zu schaffen versteht man heute besser; jenes

graufige Opus heißt: „Jacob und Jacco. Abenteuerliche Geschichte aus dem Leben eines bösen Buben, Wildschützen, Vagabunden, Räubers, Galeerensklaven und zuletzt gebesserten Sünders“ (2 Bände, Julius Häfel, Leipzig). Was wollt ihr mehr! Greift zu, ihr Neudrucker! Das Schmutz- und Schundgesetz wird euch diese Schartecken sicher nicht verbieten.

* * *

Das also wäre das Ende? Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus — das Ergebnis ist die Entdeckung eines mit Recht verschollenen Fabrikanten übelster Kolportageliteratur? O Busch — so tief bist du gesunken? Ich hatte mehr von dir erwartet — weit mehr! Sollte sich so das Schicksal, die unerbittliche Harpyie, von der du im Vorwort deiner wenigstens doch gut gemeinten Jugendtragödie sprichst, an deine Versen geklammert haben?

Ich muß gestehen: Ich kann mich mit dieser Enttäuschung noch nicht abfinden. Konnte sich Laube so völlig irren? Wo bleibt da der Namenwechsel, die eigentliche Romantik, von der Laube spricht? Und kann er einen Schmierfinken wie diesen Georg Friedrich Busch einen bekannten Schriftsteller nennen, auf den sogar das Wort „Poet“ anwendbar ist? Sollte er sich überhaupt in den Personen irren und einer Mystifikation zum Opfer gefallen sein? Aber erzählt er die Sache nicht, als ob er in einer Gesellschaft davon spräche, und der Gemeinte säße mitten darunter, und nur ein schwaches Augenblinzeln winkt zu ihm hinüber: „Wir kennen uns!“? Der Mann, den Laube meint, lebte noch, als die Erinnerungen erschienen — das meint man herauszufühlen, vielleicht gar in Wien. Einem Toten konnte die Polizei, hinter der sich Laube verbirgt, nicht mehr gefährlich werden. Und da regt nun die Kombination wie ein matter Schmetterling wieder die Flügel und klammert sich an eine Notiz von merkwürdig ähnlicher Art und aus gleichem studentischen Milieu! Fritz Reuter erzählt in seiner „Festungstid“ von einem seiner Jeneser Kumpane, der, ebenfalls Burschenschaftler,

der preussischen Polizei ins Garn ging: „De lütte Br. . . ., de olle lütte fidele Br. . . ., hadd ut reine Fründschaft für W. . . . sine Friheit, de hei knapp hadd geneiten kunnt, weder wagt, üm sinen Fründ fri tau maken. Hei verlet Vader und Vaderland, würd en Flüchtling in de Welt, set'te sine ganze Laufunst up't Spill: äwer hei set'te dat dörrch, hei make den Fründ fri. Em fall't gaud gann sin, hei fall Einer von de beleiwtesten Schriftsteller in Wien sin, und dat freut mi recht von Harten, dat hei für gaude Dacht gauden Lohn funnen hat.“ — Die Reuterforscher nennen den Namen Breuer — aber einen „beliebten Schriftsteller“ dieses Namens und ausgerechnet in Wien, wo Laube seine Erinnerungen schrieb, kennt niemand! Ob da Zusammenhänge sein können in einer Zeit, wo alles auf Verheimlichung, im Notfall auf Lug und Trug hinausging, um sich aus den Fängen der Polizei zu retten — ob der Jenenser, von dem Laube erzählt, unter anderem Namen umgesattelt und noch einmal als Student angefangen, mit Reuter Jurist in Berlin gewesen? Der Kombination ist kein Ende, und man begreift wohl, wenn ich die Frage: „Wer war's?“ — jetzt in doppelter Beziehung — noch keineswegs als erledigt betrachten kann. Aber es ist eine jener nicht allzu seltenen Fragen, denen man systematisch nicht zu Leibe gehen kann, und die Auflösung dieser Rätsel kann nur ein glücklicher Zufall bringen. Und Glück muß auch der Literarhistoriker haben. Ach ja — leider sehr!